

HEYNE <

Das Buch

Glasgow: Paddy Meehan, erfolgreiche Journalistin bei den Scottish Daily News wird eines nachts von der Polizei aufgesucht: ihr ehemaliger Liebhaber und guter Freund Terry Hewitt wurde nackt und durch einen gezielten Kopfschuss hingerichtet in einer schäbigen Hütte aufgefunden. Paddys Leben gerät fortan aus den Fugen, und je mehr Nachforschungen sie anstellt, desto klarer wird, dass sie selbst längst im Visier des Killers ist. Doch wer steckt dahinter: Die IRA oder Terrys Job als Auslandskorrespondent? Auf dem Dachboden in Terrys ehemaligem Haus scheint Paddy den Schlüssel zu allem zu finden ...

Die Autorin

Denise Mina, geboren 1966 in Glasgow, studierte Jura und spezialisierte sich auf den Umgang mit psychisch gestörten Straftätern. 1998 erschien ihr erster Roman. Für ihr Werk wurde sie mit dem Dagger Award und dem Barry Award ausgezeichnet und 2012 gewann sie den Theakstons Crime Novel of the Year Award.

DENISE MINA

DER LETZTE
WILLE

Thriller

Aus dem Englischen
von Conny Lösch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE LAST BREATH erschien 2007 bei Bantam
Press, a division of Transworld Publishers, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 07/2013
Copyright © 2007 by Denise Mina
Copyright © 2013 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlagillustration: Büro Überland Schober & Höntzsch
Bildagentur: Plainpicture GmbH & Co. KG
Umschlaggestaltung: © plainpicture/Image Source
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43442-4

www.heyne.de

*Für Jill und Alan,
Chris und Adrienne
und natürlich für Jonah*

1

Nackt

1990

Terry Hewitt hatte noch nie so viel Angst gehabt wie jetzt. Dass er nackt war, jagte ihm einen Wahnsinnschrecken ein. Dadurch war er jeglicher Erkennungsmerkmale beraubt – er war unauffindbar, bereit für sein Grab.

In Chile war Terry verhaftet worden, in Soweto hatte er beobachtet, wie einer Frau ein Autoreifen um den Hals gehängt und dieser mit Benzin übergossen und angezündet wurde, in Port-au-Prince war er Zeuge blutiger Unruhen geworden. Jetzt lag er nackt in einem schaukelnden Koffer-raum, vermutlich unterwegs in einen der finsternen Randbezirke Glasgows, und war vor Angst wie gelähmt.

Wimmernd und die Knie bis ans Kinn gezogen, konnte er nur daran denken, wie ungeheuer schutzlos er war. Nicht einmal mit seinen Händen würde er sich verteidigen können: Sie waren hinter seinem Rücken gefesselt und seine Handgelenke schwellen um die feste Schnur herum bereits an. Die Plastikplane unter ihm klebte an seiner Haut. Der grobe Sack über seinem Kopf nahm ihm die Luft zum Atmen und winzige Fasern davon gelangten in seine trockene Kehle, ließen ihn würgen.

Seine Halsmuskeln schmerzten noch von dem Knebel-

griff, der ihn ohnmächtig hatte werden lassen. Geplatzte Blutgefäße brannten in seinen Augen.

Der Angriff war von hinten gekommen, als er alleine und angetrunken vor seiner Haustür stand.

Bis dahin war es eigentlich ein guter Abend gewesen: Er hatte die Unterzeichnung seines Vertrags gefeiert, sein Buch sollte veröffentlicht werden. Der Verlagsvorschuss deckte nicht mal Kevins und seine Ausgaben, aber ein aufwendiger Band mit Hochglanzfotos und Text war nun mal teuer in der Herstellung. Deshalb hatte Kevin Hatcher vorgeschlagen, den Scheck über zweihundert Pfund einzulösen und das Geld ins Casino zu tragen. Sie hatten die am wenigsten zerknitterten Anzüge aus ihren Kleiderschränken geholt, schließlich wollten sie ja nicht schon am Türsteher scheitern.

Wie sich herausstellte, waren sie viel zu gut gekleidet. Es war ein Donnerstagabend und die anderen Casinobesucher waren professionelle Spieler, die sich auf das am Einlass vorgeschriebene Minimum an Eleganz beschränkten und ansonsten abgewetzte Lederschuhe und Jacketts trugen, die längst bessere Tage gesehen hatten. Zwei Chinesinnen in verblassten Seidenblazern saßen mit versteinerten Mienen an den Tischen und fixierten unablässig die Hände des Kartengebers, der sehr flink arbeitete. Niemand sonst feierte einen Gewinn grinsend und laut jubelnd wie Kevin und Terry. Echte Spieler reagierten auf ihre Erfolge mit beiläufigen Gesten, rückten ihre aufgestapelten Jetons zurecht und tasteten sich konzentriert an den nächsten Spielzug heran.

Doch sie beide waren ganz offensichtlich Touristen. Terry trank Whisky-Cola, Kevin schlürfte Limonade. Sie

verloren eine Zeit lang und erwiesen sich anschließend als wenig mutig, denn nach dem nächsten größeren Gewinn hörten sie auf. Jetzt besaßen sie zweihundertvier Pfund. Sie kauften eine viel zu trockene Havannazigarre an der Bar, rauchten sie gemeinsam und blieben noch eine Weile sitzen, sahen zu, wie sich die echten Spieler auf die Zahlen konzentrierten und ihr Schicksal durch Willenskraft zu beeinflussen versuchten.

Im Kofferraum erinnerte sich Terry jetzt äußerst lebhaft an die Geräusche: Schulter an Schulter hatte er mit Kevin dort gestanden, die Croupiers hatten Jetons in schwarze Samtlöcher geschoben, unerschrockene Spieler hatten neue Hoffnungen auf den grünen Tisch gesetzt und schnarrend hatte sich das Rad im beständigen Rhythmus des Verlustes gedreht.

Kevin hatte schon mehrere Bücher veröffentlicht, aber es sollte Terrys Erstes werden, das erste greifbare Ergebnis jahrelanger Arbeit. Er würde es in sein Regal stellen und wenn sein Selbstvertrauen und sein Engagement nachließen, würde er über den Buchrücken streichen. Das wäre besser als eine Schachtel voll vergilbter Zeitungsausschnitte.

Als er an seiner Türschwelle stand und leicht schwan-
kend das Schlüsselloch suchte, war Terry noch ganz erfüllt von der innigen Verbundenheit, die an jenem Abend zwischen ihnen geherrscht hatte. Das einzige Anzeichen dafür, dass etwas nicht stimmte, war ein Geruch, ein merkwürdiger Atemhauch, abgestanden und verraucht, der sein linkes Ohr streifte. Dann klemmte sich plötzlich ein Unterarm fest um seinen Hals und drückte ihm die Halsschlagader zu. In den Sekunden bevor er das Bewusstsein verlor, zuckten ihm weiße Lichtblitze vor den Augen.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich bereits in dem Kofferraum und hatte keine Ahnung, wer ihn entführt haben mochte und weshalb. Als Erstes dachte er an Kevin – vielleicht spielte er ihm einen irren Streich –, aber Kevin hätte ihn niemals ausgezogen. Er war nackt und das bedeutete, dass es ernst war.

Er ging den Abend im Casino noch einmal durch, suchte nach einem Motiv für den Überfall. Das Geld hatte er nicht, das hatte Kevin. Aber selbst wenn er es gehabt hätte, ergab das trotzdem keinen Sinn. Der Typ besaß einen Wagen und nach der Größe des Kofferraums zu urteilen keinen kleinen. Zweihundert Pfund waren doch nicht genug, um jemanden dafür zu ermorden. Er durchforstete seine Vergangenheit nach Hinweisen. In den letzten zwei Jahren hatte er sich in Angola, in Liberia, im Libanon, in New York und in Glasgow aufgehalten. Aber er war ein erfahrener Journalist, ein Beobachter, er beteiligte sich nie und mischte sich nicht einmal dann ein, wenn es ihm schwerfiel, sich rauszuhalten. Kein Konflikt würde in Zukunft anders verlaufen, nur weil man ihn, Terry, aus dem Verkehr gezogen hatte.

Aber irgendjemand hatte genau das vor. Und niemand würde ihm helfen.

Terry erinnerte sich an einen fünfzehnjährigen Kriegsgefangenen, der in die stechende Mittagssonne von Angola geblinzelt hatte, ein Junge mit einer Haut so schwarz, dass sie fast bläulich schimmerte; er war völlig erschöpft und aus seinen braunen Augen sprach das blanke Entsetzen. Willenlos hatte er sich auf einer staubigen Straße seiner Hinrichtung entgegengeschleppt und seinen Mördern damit die Mühe erspart, sein Blut vom schwer zu reinigen-

den Fußboden irgendeines Gebäudes entfernen zu müssen. Terry hatte beobachtet, wie er vor dem Lauf des Gewehrs niederkniete. Noch in der Sekunde, in der die Kugel den Lauf verließ, hatten seine Augen hinter seinem Henker nach etwas oder jemandem gesucht, der oder das ihn vor seinem Schicksal bewahren würde. Terry hatte Überlebende des Holocaust interviewt, hatte sich berichten lassen, wie sie sich selbst in den Viehwaggons noch an die Hoffnung klammerten, obwohl sie wussten, dass man sie in die Todeslager brachte.

Mörder bauen auf diese Hoffnung, das wusste er. Hoffnung ist die Komplizin des Killers.

Doch er würde sich über keine staubige Straße schleppen und willenlos vor dem Lauf eines Gewehrs niederknien. Er würde alle Hoffnung fahren lassen, der Wahrheit ins Gesicht sehen und einen Plan aushecken, einen Moment finden, den er ausnutzen konnte.

Er holte dreimal tief Luft und hielt den Atem an, um seinen Herzschlag zu beruhigen.

Im Innenraum des Wagens wurde nicht gesprochen, auch Musik war keine zu hören. Es schien nur der Fahrer zu sein, der Mann, der ihn gewürgt hatte. Lass es nur einen sein.

Er ging das Ende der Fahrt in Gedanken durch: Der Wagen hält an, der Kidnapper öffnet den Kofferraum und lässt Terry herausklettern, er schließt den Kofferraum – ein abgestellter Wagen mit geöffnetem Kofferraum würde nur auffallen, es könnte aussehen, als sei der Wagen liegen geblieben und der Fahrer brauche Hilfe – er führt Terry an die Stelle, an der die Leiche gefunden werden soll. Dann der Schuss.

Terry spürte den Druck an seiner Schläfe, das Eindringen der Patronenspitze, hörte seinen Körper zu Boden sacken, sah eine Wolke trockenen afrikanischen Staubs über sich aufsteigen. Er zwang sich, noch einmal tief einzuatmen, seinen Puls zu senken.

Wenn er den Kofferraum schloss: Das war der Moment. Das war der einzige Augenblick, in dem der Entführer abgelenkt sein würde. Wenn Terry auf den Beinen wäre, könnte er sich ein wenig vom Wagen entfernen. So müsste der Mann zwischen ihn und das Auto treten, um an die Kofferraumhaube zu kommen. Dann konnte sich Terry, aus der Distanz heraus, mit seinem ganzen Gewicht gegen den Rücken des Mannes werfen, ihn schubsen oder umstoßen, konnte versuchen, ihn richtig zu verletzen. Er würde nicht mit Widerstand rechnen, wenn sich Terry zunächst willenlos gab, wenn er weinte und flehte.

Er dachte an das würdelose Herausklettern, spürte die kalte Straße unter seinen blanken Füßen, die Nachtluft auf seiner klammen, feuchten Haut. Er wackelte mit den Hüften, probte das Zurückweichen. Er würde so tun, als sei ihm schwindlig von der Fahrt.

Der Wagen bog sanft um die Kurve, die Straße hatte nun einen anderen Belag, denn unter den Reifen knirschte es – Asphalt, der nach dem warmen Tag weich war und in den sich kleine Steine gedrückt hatten. Die Fahrt näherte sich ihrem Ende.

Terry machte sich bereit, rief sich die Gründe in Erinnerung, weshalb er leben wollte, und hatte sofort Paddy Meehans Gesicht vor Augen. Sie strahlte, berührte ihren langen Hals mit den Fingerspitzen, errötete wegen eines Kompliments. So lange sie einander kannten, seit dem

Ende ihrer Teenagerzeit bis heute, hatte Paddy immer völlig unschuldig gewirkt. Sie hatte keine Ahnung, wie schön sie war. Und sie fürchtete sich vor nichts, denn sie wusste nichts von all den Dingen auf der Welt, vor denen man Angst haben musste, von den furchtbaren Dingen, die er gesehen hatte. Hunger, Hass und Bürgerkrieg waren ihr fremd. Sie machte sich Sorgen um ihre Mutter und ihre Schwestern, stritt sich mit ihren Brüdern, hielt eine kleine Familie zusammen, für die sie alles Mögliche opferte, und sie hatte keine Ahnung, dass es auch anders sein könnte. Terry dagegen reiste durch die Weltgeschichte, gehörte nirgendwohin, doch Paddy fühlte sich ihrer kleinen Welt ebenso fest verbunden wie dem Blut, das in ihren Adern floss.

Er rutschte langsam im Kofferraum nach hinten, das Reifengeräusch wurde auf der holprigen Straße lauter: Der Wagen fuhr langsamer. Der Moment, in dem der Kofferraum geöffnet wurde, rückte näher. Es waren höchstens drei Schritte. Nicht mehr. Tu, als hättest du Angst, weine.

Er presste sein Ohr an den Kofferraumboden, aber er konnte nur das Rauschen seines eigenen Bluts hören. Er schwitzte.

Der Wagen fuhr sanft an den Straßenrand und blieb stehen. Der Motor wurde abgestellt. Durch die stille Nacht hörte Terry das Flüstern des Windes über der Kofferraumhaube, das leise Plätschern eines Bachs. Ein Graben. Wenn es einen Bach gab, musste es auch einen Graben geben. Hier sollte er also sterben.

Mit einem Knacken ging die Fahrertür auf. Ein Fuß trat auf den Kies am Straßenrand, Pause, dann ein weiterer

Fuß. Er war steif, vielleicht von der Fahrt: Vielleicht war er alt. Das wäre auf jeden Fall gut.

Schritte neben dem Wagen, nicht langsam, aber auch nicht eilig. Vielleicht zögerte er, wahrscheinlich war er auch nur müde. Die Füße blieben knirschend vor dem Kofferraum stehen.

Schlüssel klapperten, einer wurde ausgewählt und Metall kratzte auf Metall. Es klickte.

Der Kofferraum sprang auf, blauweißes Mondlicht sickerte durch das Gewebe des Sacks und drang in Terrys Augen, ließ ihn die Lider schließen. Er zwang sich, sie wieder zu öffnen, und holte tief Luft, spürte den Blick seines Entführers auf seinem nackten Rücken. Tu, als wärst du willenlos.

Eine kalte klamme Hand packte ihn am Oberarm, zerrie ihn herum.

»Raus.«

»Hören Sie, ich bin Terry Hewitt. Sie haben den falschen Mann. Ich bin Journalist.«

»Raus.«

Terry klammerte sich noch fester an seine Knie. »Um Gottes willen, bitte ...« Er war froh, dass sein Gesicht bedeckt war: Er hatte noch nie gut lügen können.

»Töten Sie mich nicht. Das dürfen Sie nicht. Ich bin Journalist, um Himmels Willen.«

Der kalte Lauf einer Pistole wurde ihm an den Hals gedrückt. »Verdammt nochmal, raus da.«

Er setzte sich unsicher auf, stieß sich den Kopf am Kofferraumdeckel, der Wagen schwankte leicht unter seinem Gewicht. »Bitte, bitte tun Sie das nicht. Meine Mutter ... sie ist sehr alt.«

Der Entführer drückte ihm die Waffe fester an den Hals und rückte ganz nah mit dem Gesicht an ihn heran. Terry roch seinen Atem, immer noch verbraucht, aber inzwischen frischer, nicht mehr so verbraucht wie vor seiner Tür. »Deine Eltern sind seit zehn Jahren tot. Raus da.«

»Sie kennen mich?«

Keine Antwort.

»Woher kennen Sie mich?«

Die Pistole bohrte sich noch tiefer in die Haut an seinem Hals. »Raus.«

Umständlich versuchte Terry rückwärts aus dem Wagen zu klettern.

»Beeilung.«

»Tut mir leid«, Terry schniefte durch die trockene Nase. »Es tut mir leid. Was auch immer ich getan habe, es tut mir leid.«

»Raus.«

Terry hielt sein Gesicht dem Mann zugewandt. Er wusste, dass es schwerer war, jemanden zu töten, wenn einen derjenige ansah, anatemete.

Selbst ein hartgesottener Mörder befahl seinem Opfer, sich umzudrehen.

Terry setzte einen nackten Fuß auf die spitzen Steine am Straßenrand, dann den anderen. Schließlich stand er auf. Zur Tarnung winselte er, tat als ob er stolperte, fing sich wieder und torkelte einen Schritt vorwärts. Er stand einen halben Meter vom Wagen entfernt, jedenfalls dachte er das, weit genug, um sich dem Mann mit vollem Gewicht in den Rücken zu werfen.

Der Kuss der Pistole löste sich von seinem Hals.

Erleichterung und Hoffnung flackerten in ihm auf. Terry

holte tief Luft, Adrenalin rauschte durch ihn hindurch, die Aufregung prickelte ihm bis in die Fingerspitzen. Er lauschte der Bewegung der Füße, wartete auf den Schritt Richtung Kofferraum.

Die Mündung konnte er nicht an seiner Schläfe spüren, denn sie berührte ihn nicht. Und das kalte metallische Knallen des Pistolenschusses, das durch die Nacht und über die schlammigen Felder hallte, hörte er nicht mehr.

Dort, wo sein Körper hinfiel, stoben ein paar spitze schwarze Steinchen auf.

Der Mann sah herunter, sah, wie sich das Blut unter dem Sack sammelte, und beobachtete, wie es in die Erde sickerte.

Da er ihn für tot hielt, setzte er einen Fuß auf Terrys Hüfte und stieß den nackten Körper in den Graben am Straßenrand.

Terrys Leichnam klatschte in das plätschernde Rinnsal. Durch die Drehbewegung des Körpers schlug einer seiner fleischigen Arme zur Seite aus; die zur Faust geballten Finger öffneten sich anmutig wie eine Blüte.

Terrys Mörder griff nach seinem Zigarettenpäckchen, überlegte es sich anders und ließ die Hand an seiner Seite sinken. Er war müde.

Der warme Sommerwind ließ die Grasspitzen am Bachufer zittern. Auf dem dunklen Feld dahinter erhob sich zwitschernd ein kleiner brauner Vogel vom Boden, kreiste und flog auf die gelben Lichter des kleinen, weit entfernt am Hang liegenden Cottage zu.

Im Wassergraben entkrampfte sich Terrys Leiche. Eine kurze Weile lang hielt sein weißer Oberschenkel den Strom auf und staute das Wasser, bis es sich einen Weg über seine

Leistenbeuge und Hüfte hinweg gebahnt hatte und seinen Fluss fortsetzte.

Allmählich fügte sich Terry Hewitts Leichnam in die Landschaft, als wäre er ein natürlicher Teil von ihr, und die Welt nahm ihren Lauf.

Kommen Sie gut heim

Gebückt machte Paddy einen Schritt vom Sessel Richtung Fernseher, stellte *STV* ein und setzte sich wieder. Immer noch Werbung. Dub lag mit seinem sportlich schlanken Körper über die gesamte Sofalänge ausgestreckt und grinste träge und wohligh.

»Das ist für mich der Höhepunkt der Woche. Der wunderbare Moment kurz bevor die Musik einsetzt und diese grottenschlechte Sendung anfängt.« Er schob die Hand unter sein T-Shirt und kratzte sich träge am Bauch. Sie tat, als würde sie die festen Muskeln an seinem flachen Bauch gar nicht sehen. Das tat sie oft.

»Es wird immer schlechter, oder?«, sagte sie mit Blick auf den Fernseher.

»Nein.« Dub hob einen Finger, um sie zu korrigieren. »Es wird immer unterirdischer.«

Als endlich schrill und hektisch die Titelmelodie einsetzte, grinsten beide einträchtig den Bildschirm an. Es folgte die Titeleinblendung: *George H. Burns' Saturday Night Old Time Variety Show*. Die Grafik war bei *Monty Python's Flying Circus* geklaut und trotzdem noch das Originellste an der gesamten Sendung. Ein Klopfen an der Wohnungstür ließ sie hochschrecken. Dub setzte sich auf und sah in den Flur hinaus. »Das wird er doch nicht sein, oder?«

»Das bezweifle ich«, sagte Paddy und stand betont lässig auf. »Dreh dich aber nicht um, nur für den Fall, dass er's doch ist.«

Sie tat, als sei es ihr egal, ob es George Burns war, doch als sie alleine in dem großen Flur stand, zupfte sie ihren Schlafanzug zurecht und schüttelte sich die Haare auf. Sie öffnete die Tür.

Der Mann im Gang wirkte schüchtern. Er trug eine John-Lennon-Brille in seinem jungen Gesicht und sein Haar war im Nacken straff zu einem dicken Pferdeschwanz gebunden. Bezeichnenderweise hielt er einen Notizblock und einen gezückten Kugelschreiber in der Hand.

»Hallo, entschuldigen Sie die Störung, ich bin Steven Curren ...«

Weil ihr die grell gestrichenen Flurwände und die unordentlich aufgestapelten Kisten peinlich waren, schlug Paddy die Tür bis auf einen kleinen fünf Zentimeter breiten Spalt wieder zu. Wahrscheinlich war er nur der Erste von vielen, die noch kommen würden. Wahrscheinlich sollte sie sich lieber gleich daran gewöhnen. »Für wen arbeitest du?«

»*Sunday Mail*«, sagte er mit ein wenig Stolz in der Stimme. »Wann wird Callum Ogilvy entlassen? Wird er bei Ihnen wohnen?«

Sein Akzent war weich und rund. Edinburgh oder England, dachte Paddy, vielleicht aber auch ein Schotte, der in England zur Schule gegangen ist.

»Mann«, sagte sie, flüsternd wegen der Nachbarn, »verpiss dich.«

»Kommen Sie schon, Miss Meehan. Sie müssen wissen, wann er entlassen wird. Und wo er nach seiner Entlassung

wohnen wird. Wird er von Ihrem Fahrer Sean abgeholt? Wird er bei ihm untergebracht?«

Er hatte eine grobe Vorstellung vom Sachverhalt, aber nichts, was er nicht auch in alten Zeitungsartikeln gefunden oder durch allgemeinen Bürotratsch hätte aufgeschnappt haben können. Sie wartete, ob er ihr etwas präsentieren würde, das sie ein bisschen mehr von den Socken riss.

»War's das?«

Er zuckte mit den Schultern. »Äh, ja.«

»Den Besuch hättest du dir sparen können«, sagte sie. »Du hast doch nichts in der Hand. Wissen die bei der *Mail* überhaupt, dass du hier bist?«

»McVie«, erklärte er und senkte schamhaft den Blick. »Er meinte, ich soll's versuchen.«

»McVie hat dich an einem Samstagabend zu mir geschickt?«

»Er meinte, ich soll den Hinweisen nachgehen.«

Der Junge tat ihr leid. Ein geübter Journalist hätte sie in ein Gespräch verwickelt oder sich ein paar Fakten ausgedacht, um sie zum Reden zu bringen. Ihre eigene Methode hatte immer darin bestanden zu warten, bis andere Journalisten geklingelt und weggeschickt worden waren. Dann machte sie große Augen und tat, als sei sie blutige Anfängerin und von einem böswilligen Redakteur geschickt worden. Sie bat ihr Opfer um die Erlaubnis, einfach ein bisschen länger an der Tür warten zu dürfen, damit der Redakteur keinen Grund haben würde, sie rauszuwerfen. Oftmals ergriff ihr Gegenüber dann Partei für sie und lud sie ein, hereinzukommen. Curren dagegen hatte großspurig angefangen, dann aber nichts in der Hand gehabt, womit

er sein Drängen hätte untermauern können. Auf die Tour würde er in Glasgow noch böse aufs Dach kriegen.

»Du bist neu, stimmt's?«

»Ja.« Er guckte sie nervös an.

»Neu in Glasgow?«

Jetzt strahlte er. »Bin seit einer Woche hier. Tollste Zeitungsstadt der Welt. Hab die Ausbildung gerade abgeschlossen.«

Erst aufdringlich, dann zutraulich. Eine schlechtere Mischung gab es nicht, wenn man die Nase in die Angelegenheiten anderer Leute stecken wollte.

»Vielleicht solltest du versuchen, ein bisschen aggressiver rüberzukommen«, sagte sie und stellte sich vor, wie er in der Redaktion der *Mail* sein blaues Auge kühlte und seinen laut lachenden Kollegen erklärte, wer ihn auf die Idee gebracht hatte. »Wenn du an einer Tür stehst, versuch sie aufzudrücken, bedräng die Leute ein bisschen und unternimm irgendetwas, damit der Eindruck entsteht, du seist am Drücker. Niemand wird auf zögerliche Fragen eingehen.«

Curren nickte ernst. »Wirklich?«

»Ja, die Menschen in Glasgow brauchen eine starke Hand.«

Curren starrte auf seine Schuhspitzen und murmelte: »Okay.« Er holte tief Luft, richtete sich auf und fragte noch einmal in forderndem Tonfall: »Wann wird Ogilvy entlassen?«

»Besser. Schon viel besser.«

Verwirrung flimmerte über sein Gesicht, und Paddy bekam ein leicht schlechtes Gewissen. Im gelblichen Licht des Gangs wirkte er unerfahren, linkisch und verunsichert,

während sie unbeeindruckt im Pyjama vor ihm stand, den Geschmack von Haferkekse auf der Zunge.

Sie gab ihm den Rat, das zu tun, was er ohnehin getan hätte. »Pass auf, geh in die Redaktion und erzähl deinem Redakteur, ich sei eine blöde Kuh und du hättest dein Bestes versucht.«

Die Augen hinter seinen Brillengläsern blitzten wütend. »Ich sage McVie, dass er eine fette Schwuchtel ist.«

Sie schnalzte missbilligend mit der Zunge. Üble Beschimpfungen gehörten in ihrem Beruf zwar zum Alltag, aber es gefiel ihr nicht, wenn McVies Homosexualität den Vorwand für Beleidigungen lieferte.

»Nee, das lieber nicht, da wird er vielleicht ein bisschen ...« Sie suchte nach dem richtigen Begriff: »... fuchsig.«

Er grinste. Hübsche Zähne. »*Fuchsig*? Sagt man das so? Nur in Glasgow oder ...«

Heutzutage besaß anscheinend jeder Zeitungsjunge einen Universitätsabschluss. »Egal, zieh Leine.« Sie knallte die Tür zu, hatte aber Gewissensbisse wegen der ruppigen Abfuhr und rief durch die Tür: »Komm gut heim.«

»Danke«, antwortete er mit gedämpfter Stimme. »Übrigens, ich hab Ihre Misty-Kolumne über Dope gelesen. Ausgezeichnet.«

Paddy schämte sich ein bisschen. Sie hatte behauptet, dass Kiffer viel seltener Prügeleien in Bars anfangen als Trinker, und Alkohol nur deshalb nicht verboten wurde, weil er so hohe Steuergelder einbrachte.

»Danke«, sagte sie zur Tür. »Eigentlich stammt die These von Bill Hicks. Ich hab sie mir geborgt und den Namen des Urhebers verschwiegen.«

»Gut gemacht«, erwiderte er durch die Tür. Der Junge würde es weit bringen.

Sie horchte, wie er den Fuß auf die erste Stufe setzte, folgte dem Klang seiner Schritte zwei Treppen tiefer und aus dem Gang hinaus. Die Haustür schlug laut hinter ihm zu.

Sie hatte Glück gehabt. Die größte Verbrecherstory der letzten zwanzig Jahre war ihr nicht unbedingt in den Schoß gefallen, sondern hatte sich vielmehr direkt vor ihren Augen abgespielt. Callum Ogilvy und ein anderer kleiner Junge namens James waren vor neun Jahren des brutalen Mordes an einem Kleinkind für schuldig befunden worden. Damals war Paddy eine ehrgeizige junge Reporterin gewesen und mit Callums Cousin Sean verlobt. Dank Paddys Ermittlungen wurden die Männer, die die Jungs zu der Tat überredet hatten, gefunden und vor Gericht gestellt. Callum und James wurden nur wegen Totschlags verurteilt, worauf eine sehr viel geringere Strafe stand als auf Mord.

Sie wusste selbst nicht, ob es eine gute Idee war, die beiden auf freien Fuß zu setzen, aber es gab keine rechtliche Grundlage, aufgrund derer man sie noch länger festhalten konnte.

Sie war Callum nicht mehr begegnet, seit er ins Gefängnis gekommen war. Sie wusste sehr wenig über ihn, abgesehen von den zensierten Berichten über die Gespräche, die Sean bei seinen Gefängnisbesuchen mit ihm führte, und den gelegentlich erscheinenden Artikeln über sein Leben dort. Sean wollte, dass sie ein großes Interview mit Callum führte, wenn er entlassen wurde. Sean hatte die vergangenen sechs Jahre für Zeitungen gearbeitet und wusste, dass Callum gejagt und gestellt werden würde, wahrschein-

lich von einem Journalisten ohne jegliches Mitgefühl. Mit dem Bericht würde auch ein Bild abgedruckt werden und damit das wenige an Anonymität, das ihm geblieben war, auch noch zerstört. Die meisten Journalisten hätten Sean aus Dankbarkeit für dieses Angebot die Füße geküsst, aber Paddy hatte Zweifel: Sie konnte nicht garantieren, dass eine wohlwollende Story dabei herauskam, und außerdem wollte Callum sowieso mit niemandem sprechen.

Sie blieb im Flur stehen, sah auf die Kisten mit Dubs Schallplatten. Vor einem Monat hatten sie das Auspacken eingestellt und nahmen die Kisten jetzt nur noch wahr, wenn sie gezwungen waren, sie aus einem ungewohnten Blickwinkel zu betrachten.

Die Wohnung hatte hohe Decken. Im viktorianischen Zeitalter hatte man Wohnhäuser noch ernst genommen und sie in großem Stil gebaut, so geräumig, dass Bälle darin stattfinden konnten, und Lansdowne Crescent war eine der ältesten Wohnanlagen im Glasgower West End.

Bevor Paddy die Wohnung gekauft hatte, hatten Studenten darin gewohnt: Der Flur war oben lilafarben und darunter kanariengelb gestrichen, das wunderbar verzierte Deckenfries verschwand unter anderthalb Jahrhunderten dicken Farbschichten. Die Wände der drei Schlafzimmer hatten Farben, die jeden Kater zur unerträglichen Qual werden ließen, und die Küchendecke war derart vom Nikotin eingefärbt, dass sich nur schwer sagen ließ, ob sie ursprünglich weiß oder räucherheringsgelb angelegt worden war.

Paddy war siebenundzwanzig Jahre alt, und dies war ihre erste eigene Wohnung ohne ihre Familie. Sie spazierte noch immer darin herum wie ein verzücktes Kind in einem lange ersehnten Puppenhaus.

Im Wohnzimmer grinste Dub sie an. An den Krümeln auf seinem T-Shirt erkannte Paddy sofort, dass er ihr Kekse geklaut hatte.

»Wer war das?«

»Ein junger Journalist von der *Mail*. Hat nach Callum Ogilvy gefragt. Wie ist die Show diese Woche?«

»Ach, herrlich, noch schlimmer als sonst.«

»Das geht gar nicht.«

Sie sahen sich an, als George H. Burns das Publikum um einen herzlichen Begrüßungsapplaus für einen Gast bat, wobei seine Augen vor Wut blitzten, und er selbst seitlich von der Bühne abging. Der Vorhang hob sich und gab den Blick auf einen schwitzenden Bauchredner mit einer Kuhpuppe auf den Knien frei, deren unübersehbares Euter im Scheinwerferlicht bebte.

Die *Saturday Night Old Time Variety Show* war zum Davonlaufen schlecht. George H. Burns' Moderationsstil bestand aus pausenloser Publikumsbeschimpfung. Beispielsweise erkundigte er sich nach der Herkunft seiner Gäste und erzählte anschließend Witze über Geizhälse aus Aberdeen und Schwachmaten aus Dundee. Was er zu bieten hatte, war völlig vorhersehbar, die Darsteller mittelmäßig, die Musiker unbegabt.

»Sogar die Vorhänge wirken schlapp«, sagte Dub.

Die Einschaltquoten waren spektakulär: Die Zahlen halbierten sich von Woche zu Woche. Aber eigentlich war das nicht lustig, denn wenn Burns' Karriere den Bach runterging, würde er Paddy kein Geld mehr geben, nicht mal mehr sporadisch und wie's aussah, war sie jetzt schon knapp bei Kasse.

Dub war Georges Manager gewesen, als er von der Fern-

sehgesellschaft angesprochen worden war und man ihm eine eigene Show angeboten hatte. Dub hatte Burns geraten, die Sendung nicht zu moderieren, weil er wusste, dass Mist dabei herauskommen würde. Burns aber, ehrgeizig und stur, hatte den Mann rausgeworfen, der ihn an die Schwelle des Ruhms gebracht hatte, und durch einen Manager in Glitzerhemden ersetzt, der mit keiner Frau sprechen konnte, ohne ihr auf die Titten zu starren. Jetzt hatte selbst er begriffen, dass die Show Schrott war. Er war sauer, gab dem Produzenten, den Autoren und den Darstellern die Schuld, dabei lag der Fehler schon im Konzept: Variététheater hatte nur deshalb ein Revival nötig, weil es vom Aussterben bedroht war, und es war vom Aussterben bedroht, weil es langweilig war und keine Substanz hatte. Noch schlimmer aber war, dass George es sich bei seinem unglücklichen Übergang in die Niederungen der Unterhaltung mit all seinen alten Kollegen aus der alternativen Comedy-Szene verscherzt hatte. Plötzlich war er außerhalb seiner Show nur noch für Gastauftritte bei der Arbeiterwohlfahrt gefragt.

»Heilige Mutter Gottes«, murmelte Paddy und ließ sich in ihren Sessel fallen. »Wo nehmen die nur diese Leute her? Hinter der Bühne muss es zugehen wie im Bus nach Lourdes.«

»Das sind alles echte Schausteller. Dinosaurier. Genau genommen, Minisaurier. Babysaurier.« Er lag grinsend mit dem Kopf auf der Sofalehne, sodass sich unter seinem Kinn am Hals die einzige Speckfalte an seinem gesamten ein Meter achtundachtzig großen Körper bildete. Sie teilte sich nun seit zwei Monaten ihre Wohnung mit ihm und sah, wie viel er aß. Sie hatte immer gehofft, dünne Menschen

würden lügen und in Wirklichkeit gar keine Riesenmahlzeiten verdrücken, aber Dub schob sich vor dem Essen Erdnussbuttersandwiches rein, verputzte zwischendurch komplette Kekspackungen und war trotzdem dürr wie ein Stecken. Als sie sich setzte, spürte Paddy, wie sich die Fettpolster an ihrem Bauch übereinanderwölbten. Es war einfach ungerecht.

Ein Klopfen hallte durch den langen Flur. Paddy seufzte und stand erneut auf. »Sag ihm, er soll sich verziehen«, sagte Dub.

Aber es klang nicht so, es klang nicht wie das muntere, gespielt freundliche Klopfen eines Journalisten. »Ich hab ihm schon gesagt, dass er sich verpissen soll.« Sie wischte sich die Hände an ihrer Schlafanzughose ab. »Ich kann's ihm aber gerne noch mal sagen.«

Als sie über die Kisten stieg, klopfte es immer noch, ein rhythmisches, stetiges Klopfen auf Holz, langsam und gemessen. Paddys Herz stieß eine Warnung aus.

Ihre Hand zögerte am Griff. Es konnte ein verwirrter Säufer sein, der den Gang entlanggetorkelt war, oder ein Journalist von einer seriösen Zeitung, der das Entlassungsdatum von Callum Ogilvy in Erfahrung bringen wollte. Oder George Burns unter dem Einfluss von Beruhigungsmitteln. Oder der gottverdammte Terry Hewitt. Oh, Gott, bloß nicht Terry, bitte.

Sie schob laut klappernd die Sicherheitskette vor, in der Hoffnung, dass sie stabiler klang, als sie war, und öffnete die Tür zwei Zentimeter breit.

Zwei ihr unbekannte Polizeibeamte, ein Mann und eine Frau, standen Schulter an Schulter und in voller Uniform vor der Tür und sahen sie ernst an.

Paddy knallte ihnen die Tür vor der Nase zu.

Als sie alleine im Flur stand, gaben ihre Knie nach. Sie hatte oft genug Polizisten nachspioniert, um zu wissen, wie sie aussahen, wenn sie jemandem eine Todesnachricht überbrachten: Es waren stets zwei uniformierte Beamte mit versteinerten Gesichtern, einer davon eine Frau, die zu unerwarteter Uhrzeit auftauchten.

Als Paddy noch im Nachtdienst gearbeitet hatte, war sie mit ihnen an die Tür gegangen und hatte gemeinsam mit ihnen Mitgefühl geheuchelt, aber sie hätte nicht damit gerechnet, dass sie jemals zu ihr kommen würden. Gemeinsam mit ihnen hatte sie während des Gesprächs keine Miene verzogen und hinterher im Wagen Witze gemacht, sich vor Lachen weggeworfen über die Kleider und die Einrichtung, die Familienkonstellationen und unterschweligen Konflikte, die toten Ehefrauen, die im Bett ihres Liebhabers gefunden wurden, die alkoholbedingten Unfälle und einmal auch über einen Ehemann, der leblos in der Damenumkleidekabine eines Kaufhauses gefunden wurde, wo er offensichtlich gerade Mieder anprobiert hatte. Sie lachten, nicht weil irgendetwas daran lustig, sondern weil es ziemlich traurig war.

Jemand, der ihr nahestand, war gestorben. Er oder sie musste gewaltsam zu Tode gekommen sein, denn sonst wäre sie vom Krankenhaus benachrichtigt worden und er oder sie musste alleine gestorben sein, sonst hätte sie jemand aus ihrer Familie angerufen. Es musste Mary Ann sein.

»Dub?« Ihre Stimme klang hoch und zittrig. »Würdest du bitte mal eine Minute herkommen?«

Dub ließ sich Zeit. Als er im Türrahmen auftauchte, blickte er im Gehen noch zum Fernseher zurück. »Was?«

»Zwei Polizisten. Draußen. Ich glaube, da ist was passiert.«

Sie sahen ängstlich zur Tür, versuchten aus der klumpigen gelben Farbe eine Antwort herauszulesen.

Dub kam zu ihr und wirkte noch erschrockener als sie selbst.

»Vielleicht eine Beschwerde wegen Ruhestörung? Ein Irrtum? Der Journalist, der junge Typ, hat der beim Weggehen Krach gemacht?«

Paddy hielt sich die Hand vor den Mund.

»Vielleicht ist es Mary Ann.«

»Dann mach auf.« Dub griff rasch über sie hinweg, zog die Kette ab und öffnete die Tür.

Der Beamte war ein Schrank von einem Mann, dick und breit, mit roten Flecken im Gesicht, der Brustkorb hob und senkte sich nach dem anstrengenden Treppenaufstieg. Die Frau war blond und hatte die Haare so streng zurückgekämmt, dass sie wie aufgemalt wirkten. Sie hatte etwas Vogelartiges: eine spitze Nase, trübe Augen, dünne Lippen. Familienfürsorge. Es wird immer eine Frau von der Familienfürsorge mitgeschickt, die Händchen halten soll, wenn das große Heulen anfängt.

Die Polizistin versuchte es mit einem Lächeln, aber es erstarb gleich wieder auf ihren Lippen und sie wich Paddys Blick aus. Sie hatte noch nicht oft Todesnachrichten überbracht, hatte noch keine Übung darin, der Trauer ins Gesicht zu blicken.

»Hallo.« Der beleibte Beamte nahm das Heft in die Hand. »Ich bin PC Blane und das ist EPC Kilburnie. Sind Sie Paddy Meehan?«

Sie warteten auf eine Antwort, aber Paddy war starr vor

Schreck. Sie schien einfach keine Luft in die Lungen zu bekommen.

»Ich weiß, dass Sie es sind.« Er lächelte Paddy unsicher an. »Ich kenne Ihr Gesicht aus der Zeitung.«

Paddy tat, was sie immer tat, wenn sie ein Fan ansprach. Sie zeigte höflich die Zähne und nuschte ein belangloses: »Danke schön.«

Dub schob sich vor sie. »Ist es Mary Ann?«

Blane übergang die Frage, trat über die Türschwelle und sah ausschließlich Paddy an. »Dürfen wir hereinkommen?« Sie wich zurück, ließ die Beamten eintreten, erlaubte dem Tod in ihr Puppenhaus einzudringen.

Niemand beachtete Dub. Normalerweise war er sehr gut darin, Situationen in die Hand zu nehmen. Er hatte viele Jahre Stand-up-Comedy gemacht und war ausgezeichnet darin, in einem Nachtclub voller Betrunkener die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber komischerweise nahm keiner der beiden Beamten jetzt Notiz von ihm.

»Er ist ein Freund«, sagte Paddy und deutete auf ihn.

Blane und Kilburnie blickten einander misstrauisch an. »Dürfen wir durchgehen?«

Als sie über die Kisten stieg und den Flur entlangging, fühlten sich Paddys Beine wackelig an. An der Wohnzimmertür angekommen, verlangsamte sie ihre Schritte und zögerte, als könne sie das Nichtwissen unendlich verlängern. Doch Blane nahm sie am Ellbogen, stützte und schob sie gleichzeitig weiter.

»Bitte setzen Sie sich.« Er führte Paddy durch die Tür zum Sofa. Blane musterte George Burns im Fernsehen, der am Bühnenrand kauerte und mit einer vollbusigen Frau im Publikum sprach.

»Burns«, murmelte er abfällig und ließ den Kommentar im Raum stehen.

Bevor er Comedian wurde, war Burns Polizist gewesen. Jeder Bulle in Glasgow hatte eine Geschichte über ihn, die meisten davon nicht gerade schmeichelhaft – man erzählte sich, dass es in jeder Einheit mindestens zehn gab, die lustiger waren als er, und jene, die ihre Ausbildung mit ihm absolviert hatten, behaupteten, er sei damals schon ein Blödmann gewesen. Diese Anekdoten wurden immer aufgekratzt und grinsend präsentiert, da sich derjenige, der sie erzählte, wichtig vorkam, weil er jemanden aus dem Fernsehen kannte.

Dub wollte sich, fest entschlossen an dem Gespräch teilzunehmen, neben Paddy auf das Sofa fallen lassen und nach ihrer Hand greifen, doch Kilburnie gelang es, sich mit ihrer kantigen Statur zwischen die beiden zu zwängen.

»Sagen Sie's mir«, sagte Paddy, atmete tief ein, hielt die Luft an und machte sich auf einen Schicksalsschlag gefasst.

Kilburnie nickte Dub zu und riss die Augen auf.

»Vielleicht wäre es besser, wenn wir mit Ihnen alleine sprechen könnten.«

»Sagen Sie's mir.«

»Also ...« Sie wirkte verunsichert. »Ich fürchte, wir haben schlechte Nachrichten für Sie, Miss Meehan.«

»Was ist passiert?«

»Ich fürchte«, Kilburnie fuhr mit ihrer Standardformulierung fort, die sie bestimmt schon im Wagen geübt hatte. »Gestern wurde außerhalb der Stadt in der Nähe von Port Glasgow eine Leiche gefunden ...«

Zwei dicke Tränen rannen über Paddys Wangen. »Sagen Sie's schon.«

Kilburnie sah auf ihren Schoß, klopfte sich mit beiden Händen auf die Knie und richtete sich auf. »Terry Hewitt ist tot. Ein Kopfschuss. Wir wären früher gekommen, aber er hatte keine Papiere bei sich, und wir konnten erst jetzt seine Wohnung ausfindig machen und seine Habe durchgehen ...«

Paddy setzte sich auf. »Terry Hewitt?«

Verwirrt sah Kilburnie Blane an. »Ich fürchte, er ist tot. Es tut mir sehr leid.«

Dub beugte sich vor. »Terry Hewitt?«

»Ein einziger Schuss in den Kopf.« Kilburnie blickte besorgt zu Blane.

»Er ist tot, fürchte ich.«

Dub blickte sie über Kilburnie hinweg an. »Paddy? Hast du dich wieder mit ihm getroffen?«

»Nein«, murmelte sie, »nicht mehr seit ... früher. Ich hab ihn seit Fort William nicht mehr gesehen.«

»Wieso teilen Sie ihr das mit?«

Kilburnie wandte sich an Dub. »Entschuldigung.«

»Wofür entschuldigen Sie sich?«

Kilburnie sah von Dub zu Paddy. »Es tut mir leid, dass ich vor Ihrem Ehemann darüber sprechen muss.«

»Äh«, Dub sah beide irritiert an. »Ach, nein, wir wohnen nur zusammen. Wir sind Freunde.«

»Nicht verheiratet«, sagte Paddy. »Geht es Mary Ann gut?«

»Wer ist Mary Ann?«, fragte Kilburnie.

»Das ist meine Schwester. Sie arbeitet in einer Suppenküche. Sie ist Nonne. Als Sie gesagt haben, außerhalb der Stadt, habe ich gedacht, sie sei entführt worden. Ich dachte, man hätte sie vergewaltigt ...« Paddy hielt sich den Mund zu, um nicht weiterzureden.

Sie wusste, dass jedes Wort des Gesprächs auf der Wache wiederholt werden würde. Eine unvorbereitet angetroffene Provinzprominente in einem schäbigen Schlafanzug. Polizisten hatten ausreichend Pausen und mehr als genug Gelegenheit zu tratschen. Sie würden den lila- und gelbfarbenen Flur beschreiben, von ihrem nicht angetrauten Mitbewohner berichten, dass sie Burns' Show im Fernsehen sah und Kekse statt warmer Mahlzeiten verdrückte. Und sie würden allen von dem Riss in ihrer Schlafanzughose erzählen.

»Es geht darum ...« Kilburnie beendete den Satz nicht. »Ich fürchte, wir brauchen Sie zur Identifizierung der Leiche.«

»Wieso ich? Es muss doch jemanden geben, der ihn nach mir noch gesehen hat. Ich jedenfalls habe Terry seit sechs Monaten nicht gesehen.«

»Aber in seinem Pass sind Sie als nächste Angehörige eingetragen. Wir haben ihn bei ihm zu Hause gefunden. Daher haben wir auch diese Adresse.«

»Er hatte mich unter dieser Adresse eingetragen?«

»Ja.«

Dub hörte aufmerksam und interessiert zu, jetzt da er wusste, dass Mary Ann nichts zugestoßen war.

»Aber wir sind erst vor zwei Monaten eingezogen.« Sie sah sich im Wohnzimmer um, betrachtete die orangefarbenen Wände, die sparsame Möblierung, sorgfältig in Trödeläden und bei Auktionen ausgewählt. Terry war nie hier gewesen. Sie war erstaunt, dass er ihre neue Adresse überhaupt kannte.

»Sie sind also nicht miteinander verwandt?«

»Nein. Terrys Eltern sind schon vor Jahren gestorben. Ich weiß nicht, ob er sonst noch jemanden hatte. Er war

Auslandskorrespondent, ist viel gereist, er hatte nicht viele Freunde. Ich nehme an, deshalb. Überraschend finde ich das eigentlich nicht, wenn ich ehrlich bin. Er war nicht sehr glücklich.«

Paddy stand auf. Ihr fiel ein, dass sie zur *Daily News* fahren und den Artikel über Terrys Selbstmord schreiben sollte. Das war keine große Geschichte, aber der Gedanke an Arbeit beruhigte sie, ihre Muskeln entspannten sich, ihr Blut kam zur Ruhe. Mit einem Notizblock in der Hand konnte sie durch Feuer gehen, ohne dass es ihr etwas ausmachte.

Die Beamtin stand ebenfalls auf. »Sie müssen bitte mitkommen und einen Blick auf ihn werfen.«

»Ich will mich nur schnell umziehen.«

Als sie an Blane vorbei das Wohnzimmer verlassen wollte, platzte er heraus: »Ich liebe Ihre Kolumne. Ich bin immer ganz Ihrer Meinung. Sie schreiben Sachen, bevor ich sie überhaupt denken kann.«

Paddy zeigte höflich die Zähne. »Danke schön«, sagte sie.

Embassy Regal und Irrn-Bru

I

Paddy kurbelte das Fenster herunter. Als sie den roten Rücklichtern des Polizeiwagens folgte, streichelte der warme Wind ihr Gesicht und brachte den Geruch des Hochsommers nach Staub und fauligem Gemüse mit.

Blane und Kilburnie saßen im Wagen vorne, lachten sich zweifellos über ihren lilafarbenen Flur kaputt und tauschten pikante Detailinformationen über sie und George Burns aus. Spätestens am nächsten Morgen würden alle wissen, was in Terrys Abschiedsbrief stand. Sie würden jede Einzelheit genau ausführen: Terry hatte sich wegen ihr das Leben genommen, sie aber liebte Burns immer noch und sah sich deshalb seine Show an, sie hatte ihren Flur lilafarben und gelb gestrichen und Dub war ihr Freund oder ein Ablenkungsmanöver. In gleichem Maße wie ihr Erfolg, hatten auch die Gerüchte zugenommen, sie sei eine Lesbe. Dahinter stand die Absicht, sie schlechtzumachen, doch ihr gefiel die Vorstellung, unbezwingbar zu sein – in jeder Hinsicht.

Eine grüne Ampel sprang auf Gelb, als der Polizeiwagen daran vorbeifuhr. Unnötigerweise bremste Paddy ab, hielt an, noch bevor sie auf Rot schaltete. Scheinbar aus

dem Nichts tauchte vor ihr ein Pulk von Menschen auf und überquerte die Straße. Sie sah sich um. Sie strömten aus der Ramshorn Kirk, einer Kirche, die sie in diesem Jahr zum ersten Mal wahrgenommen hatte und die anlässlich der Wahl Glasgows zur europäischen Kulturhauptstadt in ein Theater umgebaut worden war.

Ein Jahrhundert lang war Glasgow ein Synonym für Elend und Messerstechereien unter Jugendlichen gewesen, aber in den vergangenen Jahren hatte man die dicke schwarze Rußschicht mit Sandstrahlgebläse von den alten Gebäuden entfernt, und den hellgelben Stein, der in der Sonne glänzte, oder auch die blutorangefarbenen Fassaden freigelegt, die einen hübschen Kontrast zum blauen Himmel bildeten. Internationale Theatergesellschaften und Künstler kamen in die Stadt und ließen sich an ungewöhnlichen Veranstaltungsorten, alten Kirchen, Schulen, Märkten und leer stehenden Schuppen nieder, an Orten, die die Einheimischen im Alltag schon gar nicht mehr wahrgenommen hatten. Die Glasgower hatten nun nicht mehr das Gefühl, ständig ihre Heimat verteidigen zu müssen, und begannen sie mit neuem Interesse zu betrachten, wie ein Ehepartner in einer schal gewordenen Beziehung, der plötzlich herausfindet, dass der Angetraute im Ausland als Herzensbrecher gilt.

Die Ampel schaltete auf Grün, doch Paddy blieb still sitzen, beobachtete die Fußgänger, die vor ihr die Straße überquerten. Für Theaterbesucher waren sie jung, sie rauchten im Freien, jetzt da sie wieder durften, und plauderten angeregt über das Stück, das sie gerade gesehen hatten.

Ein paar Männer warfen bewundernde Blicke auf ihren Wagen. Es war ein großer weißer Volvo, ein Angeberschlit-

ten, den sie gekauft hatte, um der Männerwelt, in der sie sich bewegte, zu zeigen, dass sie Erfolg hatte und das nötige Kleingeld für einen großen Wagen besaß. Sie mochte ihn nicht. Er steuerte sich wie ein Panzer und war zu groß und klobig, um in die praktischen kleinen Lücken zu passen, in die sie früher ihren Ford Fiesta bugsiiert hatte. Parkte man den Volvo in einer auch nur annähernd ärmlichen Gegend, wurde dies von den Anwohnern als direkte Aufforderung betrachtet, einen Schlüssel über den Lack zu ziehen.

Die Menschenmenge dünnte aus, sie löste die Handbremse und fuhr vorsichtig an. Vor ihr war der Polizeiwagen an die Seite gefahren, damit sie nicht abgehängt wurde, als hätte sie das städtische Leichenschauhaus nicht alleine gefunden.

Sie fuhren weiter, bogen in die steile, gewundene High Street ein, einst das Rückgrat der Stadt, jetzt eine finstere Straße, die an brachliegenden Grundstücken vorbeiführte. Das siebenstöckige Mauthaus auf seiner kleinen Verkehrsinsel war alles, was von dem mittelalterlichen Gefängnis, in dem seinerzeit Hexen gehängt wurden, übrig war.

Das Leichenschauhaus von Glasgow City war ein unauffälliges einstöckiges Gebäude an der Ecke zum Gericht. Auf beiden Seiten des tief gelegenen Türeingangs befanden sich Fenster, was die Front des aus rotem Backstein erbauten Gebäudes wie ein Gesicht mit eingeschlagener Nase aussehen ließ.

Der eigentliche Betrieb fand im weiß gekachelten Keller des Gebäudes statt.

Der Streifenwagen hielt im absoluten Halteverbot direkt davor. Paddy folgte seinem Beispiel und stellte sich dahinter. Kilburnie und Blane warteten jetzt deutlich besser ge-

launt auf dem Bürgersteig, verhielten sich ihr gegenüber aber distanziert und aufmerksam. Sie hatten über sie geredet, das konnte sie riechen.

Vom Leichenschauhaus sah man auf den Glasgow Green Park, einer schlecht beleuchteten Rasenfläche, südlich begrenzt durch den Clyde River und eingerahmt von den Hochhäusern der einst berühmten Gorbals auf der einen Seite und den baufälligen Wohnhäusern an der Gallowgate auf der anderen. Nachts war der Park Treffpunkt für Straßennutten und betrunkene Männer, die diese entweder vögeln oder ausrauben wollten. Regelmäßig lösten sich Schatten aus der feuchten Nacht und strebten auf das Leichenschauhaus zu; vielleicht zogen die Lichter sie an oder auch die vage Hoffnung, dort Drogen zu bekommen, doch vermutlich wusste keiner von ihnen genau, weshalb er kam und gegen die Eichentür hämmerte oder an den Fenstern kratzte.

Der schmale Treppenabsatz vor der Tür war zu eng für die drei Personen. Blanes ausladende Statur schluckte das Licht. Die Klingel summte vergeblich, als Blane auf den Knopf drückte.

»Überbringen Sie beide öfter Todesnachrichten?«

»Nicht oft«, sagte Blane.

»Na ja, ich fürchte, ich arbeite für die Familienfürsorge.« Kilburnie lächelte traurig und neigte ihren Kopf zur Seite, womit sie Paddy an ihre Rolle als trauernde Betroffene erinnerte. »Ich bin recht oft hier, fürchte ich.«

»Sie fürchten sich ganz schön viel«, nuschelte Paddy leise.

Blane grinste seine Schuhe an. Erzähl das ruhig deinen Kumpels, lag es Paddy schon auf der Zunge: Meehan reißt

Witze an der Tür zum Leichenschauhaus, wo sie einen Toten identifizieren soll.

Sie hatte während der gesamten Fahrt in die Stadt vermieden, an Terry zu denken, hatte sich stattdessen mit Pete beschäftigt und überlegt, wie sie die neue Wohnung streichen und wann sie endlich ins Büro fahren würde, um die Geschichte aufzuschreiben. Denn ganz egal, wie viel Zeit sie auch darauf verwenden würde, auf den Anblick einer Leiche konnte man sich nicht vorbereiten. Das wusste sie aus Erfahrung.

Als ihr Vater Con gestorben war, hatte die Familie nachts Totenwache am offenen Sarg gehalten. Con Meehan war zum grauen Abbild seiner selbst geworden: Er war nicht mehr derselbe Mann, sondern ein Hochstapler in Daddys bestem Anzug. Sie hatte sich an ihren Schmerz geklammert, gewusst, dass es die letzte Gefühlsregung sein würde, die ihr Vater jemals in ihr auslösen würde.

Es war ein schrecklicher Tod gewesen: Er war achtundfünfzig Jahre alt und von Geschwüren zerfressen gewesen, aber in den letzten elenden Monaten waren die körperlichen Schmerzen nichts im Vergleich zu seiner Wut. Er wehrte sich bis zum Schluss, kratzend und weinend, wollte nicht akzeptieren, dass seine Zeit gekommen war. Jeder in der Familie ging damit so gut um, wie er konnte: Seine Frau Trisha glaubte, es läge daran, wie alles mit Paddy und Caroline gelaufen war und daran, dass die Jungs nicht gläubig waren. Caroline schrieb seine Wut seiner langen Arbeitslosigkeit zu, während der er keinerlei Unterstützung bekommen hatte. Die Jungs sagten, die Medikamente seien schuld, Mary Ann behauptete, es sei der Schmerz. Aber als ihm Paddy in die Augen sah, begriff sie, dass es das Bedau-

ern war, das sich in ihm aufbäumte. Con war ein zurückhaltender Mann gewesen. Sein Leben lang war er Konflikten aus dem Weg gegangen, hatte jedermann die Tür aufgehalten, stets abgewartet und jetzt plötzlich war seine Zeit abgelaufen.

Sie hatte es aufgegeben, den Tod begreifen zu wollen. Sie hatte eine Methode entwickelt, sich einzureden, Con befände sich auf einer langen glücklichen Reise und sie würde ihn eines Tages wiedersehen und dann wäre alles besser, er wäre tumorfrei, das Bedauern und die Distanz zwischen ihnen wären verschwunden.

Erst viel später begriff sie, dass ihre Mutter denselben Trick anwandte, nur sein Reiseziel, anders als Paddy, »Himmel« nannte.

Blane blickte nervös auf den nebligen Park hinaus und schimpfte kaum hörbar, als er noch einmal die Klingel betätigte. Kilburnie sah Paddy ausdruckslos an, bis ihr wieder einfiel, was sie während ihrer Ausbildung gelernt hatte: Ihr Gesichtsausdruck wurde sanft und sie griff stützend nach Paddys Arm, schreckte jedoch zurück, als sie deren grimigen Blick sah.

Paddy fürchtete, zu hart zu wirken. »Hat er einen Abschiedsbrief hinterlassen?«

Blane guckte verwirrt. »Wer?«

»Terry. Hat er geschrieben, weshalb er's getan hat?«

Als er seinen Fehler begriff, bekam Blane den Mund fast nicht mehr zu. »Nein, nein, Entschuldigung. Er hat es nicht selbst getan«, stammelte er schließlich.

Kilburnie gelang es, Paddy besänftigend am Arm zu berühren. »Er wurde ermordet.«

»Sie wollen mich wohl verarschen ...«

»Oh doch, ganz bestimmt. Da waren Reifenspuren am Straßenrand, aber kein Wagen, und wir haben auch keine Waffe gefunden. Er war nackt, weit und breit keine Klammotten. Er wurde ermordet.«

»Terry war *nackt*?«

Blane nickte. »Splitterfasernackt.«

Sie wusste, dass es Mord gewesen sein musste: Selbst wenn die Tatwaffe da gewesen wäre, hätte Terry nicht gewollt, dass man ihn nackt findet. Er war ein bisschen pummelig, hatte einen ziemlich dicken Hintern und schämte sich dafür. Er hatte auch immer das Licht ausgemacht, bevor er sich in ihrer Gegenwart ausgezogen hatte. Das hatte sie an ihm gemocht. »Aber wer würde Terry Hewitt umbringen wollen?«

Blane beugte sich vertraulich zu ihr vor. »Es heißt, es sähe nach einem Mord der IRA aus.«

Paddy wirbelte auf dem Absatz herum. »So ein Blödsinn, hören Sie auf!«

Er nickte aufgeregt, denn er wusste, was das alles mit sich brachte. »Alle ›typischen Kennzeichen‹ hat es geheißen.«

»Aber wir sind doch hier in Schottland. Wir sind neutral. Und Terry hatte nichts mit Irland am Hut.«

»Na ja«, sagte er, »ich bin sicher, das wird uns in der Presseerklärung noch mitgeteilt werden. Das ist doch so üblich, oder?«

Kilburnie trat zwischen sie und räusperte sich demonstrativ, womit sie Blane an seine Pflicht zur Diskretion erinnern wollte. Schuldbewusst wandte er sich wieder der Tür zu, wobei seine Schulter die von Kilburnie berührte und die beiden eine Wand vor Paddy bildeten. Zum dritten Mal drückte er auf die Klingel.



Denise Mina

Der letzte Wille

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43442-4

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2013

Ein Geheimnis, für das es sich lohnt zu töten ...

Paddy Meehans Leben gerät völlig aus den Fugen, als sie erfährt, dass ihr ehemaliger Liebhaber und Mentor Terry in einer schäbigen Hütte brutal hingerichtet wurde. Je mehr Nachforschungen Paddy anstellt, desto klarer wird, dass sie längst im Visier des Killers ist. Doch wer steckt dahinter: Die IRA oder Terrys Job als Auslandskorrespondent? Auf dem Dachboden in Terrys ehemaligen Haus scheint Paddy den Schlüssel zu allem zu finden ...